

Robert Kaltenbrunner

Urbanität mit Bilbao-Defekt

Was braucht die Stadt an »Baukultur«?

Viele bauliche Manifestationen unserer Dienstleistungsgesellschaft – Gewerbeparks, Verbrauchermärkte, Vergnügungszentren – sind so wenig einladend wie die Hinterlassenschaften des Industriezeitalters: Fabrikrüinen, aufgelassene Werksanlagen oder brachgefallene Bahngelände. Im Grunde schmerzt das indifferente und zerklüftete Raumgefüge zwischen Innenstadt und Speckgürtel mehr als das verwaiste Restgrundstück als Baulücke im Kiez, von den Wucherungen Suburbias ganz zu schweigen. Das wirft die Frage auf: Was braucht die Stadt an »Baukultur«?

Robert Kaltenbrunner

(*1960) ist in leitender Funktion beim Bundesinstitut für Bau-, Stadt und Raumforschung (Bonn u. Berlin) sowie als freier Publizist tätig.

robert.kaltenbrunner@BBR.Bund.de



Jeder kennt solche Situationen aus eigener Anschauung: Birken, die durch den Asphalt brechen, Sand und Kleiderfetzen, wucherndes Strauchwerk, Kies, Pfützen und verblasste Fahrbahnmarkierungen, darbende Robinien und Pflasterreste, Trampelpfade und Motorradspuren, Fragmente von Ziegelmauern, verbogene Stahl- und zerborstene Betonteile: mitten in der Stadt eine Umgebung, die nicht die Kraft aufbringt, dem Ort Form, Funktion und eine andere als diese anarchische Vitalität zu verleihen. Ein verwünschter Ort – nicht ohne einen gewissen morbiden Charme, aber die groteske Musealisierung einer verlorenen Nutzung und eines überlebten Laissez-faire.

Dass die Not unserer Zeit die Heimatlosigkeit sei, war die programmatische Ouvertüre des Darmstädter Gesprächs »Mensch und Raum« im Jahr 1951. Zwar konnte diese Formel bislang nicht recht be-

wiesen werden, aber seither dient sie doch als eine Art Leitmotiv des Urbanismus. Auch ist es nur scheinbar paradox, dass die 70er Jahre als hohe Zeit des Bauwirtschaftsfunktionalismus, zugleich aber als Dekade der Denkmalpflege gelten. Dem liegt vielmehr eine gewisse Logik zugrunde. Nachdem Alexander Mitscherlich sehr folgenreich die »Unwirtlichkeit der Städte« konstatiert hatte, kam den Denkmalen eine neue gesellschaftliche Bedeutung zu: Sie wurden gleichsam zu Trägern emanzipatorischer Postulate gegen eben diese Unwirtlichkeit. Bürgerbewegungen setzten sich erfolgreich gegen Abbruch und Auskernung von Altbauten zur Wehr und bekämpften den fortschreitenden »autogerechten« Kahlschlag der Innenstädte. Gründerzeit und Historismus wurden wieder entdeckt, ihre Wohnbauten neu geschätzt. Zugleich prägte Aldo Rossi mit seinem Rekurs auf die »europäische Stadt« und die Bedeutung von »monumenti« als »primäre Elemente« der Stadt eine ganze Generation von Architekten.

Erneut heimisch zu werden in den Strukturen der überlieferten Stadt scheint heute ein weithin akzeptiertes Ideal. Ein prominentes Beispiel dafür stellt Görlitz dar – ein Ort, dessen frappanter Charme nicht nur in seinem mittelalterlichen Kern

mit seinen für eine ehemalige Tuchmacherstadt typischen gotischen Hallenhäusern liegt. Auch die charaktervollen Straßen und Plätze der Gründerzeit in einer geschlossenen Wohnviertelbebauung, wie sie kaum wieder in Deutschland anzutreffen ist, und eine Vielzahl von Jugendstilbauten sind prägend. Anders als an der Neiße liegen die Dinge am Main – welches trostlose Bild bietet etwa in Frankfurt die Gegend um die Konstablerwache –, an der Spree – den Berliner Alexanderplatz finden Bewohner wie Besucher eigentlich nur zum Heulen – oder am Neckar, wo der Neubau des Stuttgarter Bahnhofs offenbar zur Schicksalsfrage schlechthin geworden ist. Aber auch in diesen drei Städten geht es heute mehr denn je um adäquate historische Verankerung – und mithin darum, eine einprägsame Stadtgestalt wieder in ihr Recht zu setzen.

Das wendet sich in aller Deutlichkeit gegen jene Form der Stadtentwicklung, die hauptsächlich auf einer funktionalistischen Analyse- und Planungstechnik fußt. Hingegen braucht es heute einen ganz anderen Zugang zum Urbanen. So problematisch die Analogie mit einem natürlichen Organismus auch sein mag, so sehr gibt es doch Ähnlichkeiten, die das Verständnis von Stadt erleichtern. Lebende Organismen erneuern z.B. permanent einen Teil ihrer Zellen, aber niemals alle gleichzeitig und selten an einer Stelle konzentriert. In Rhythmen von 5 bis 15 Jahren benötigen z.B. Gebäude eine Renovierung, um als Baubestand aufrechterhalten zu werden. Geschäftsbauten, Produktionsanlagen und Infrastrukturen haben charakteristische Investitions- und Lebenszyklen, die eingehalten sein wollen, wenn ihre Art der Raumnutzung auf Dauer sichergestellt werden soll. Auch bei Städten lässt sich ein permanenter »zellulärer« Erneuerungsprozess feststellen. Komplexe biologische und menschliche Systeme haben Ähnlichkeiten in der Trägheit des Systemverhaltens gegen plötzliche Veränderungen.

Selbst in der drängenden Ökonomie der Zeit schwingt eine Ahnung davon mit, dass die Beständigkeit der gewohnten Räume um die Menschen herum das Aushalten von sozialen und anderen Veränderungen abfedert, wenn nicht gar ermöglicht. Holzschnittartig gesagt: Je schneller der Wandel der Arbeits- und Lebensweisen, um so wichtiger scheint die Trägheit der alten Routinen und Formen als mentales Gegengewicht zu sein. Wenn die Zeitachse aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine sichere Orientierung mehr bietet, sucht man den Fortschritt im Bewahren. Das ist mehr als bloß konservative Befindlichkeit: Atmosphäre baut sich gerade in der Dimension städtischer Phänomene nur über lange Prozesse auf.

Als sich der postmoderne Zeitgeist mittels eines Wortspiels in den 80er Jahren der »Unwirklichkeit der Städte« öffnete, klang das zwar inszeniert und künstlich. Aber es war auch eine Art Neuentdeckung des Urbanen als Gestaltungs- und Fantasiaum. Man nahm nun weit mehr wahr als nur den Waschbeton der Fußgängerzonen und die abendliche Verödung der Innenstädte nach Büro- und Ladenschluss. Jene Moderne, die zu Beginn der 20. Jahrhunderts die Fesseln vieler Konventionen (nicht nur) des Bauens sprengte, wurde als Schuldige an der Malaise ausgemacht. Im Zentrum der Kritik standen mithin die Zerstörung der Traditionen, der Schwund einer semantisch-semiotischen Kommunikationsfähigkeit von Architektur und damit der Verlust des Dialoges mit dem Nutzer.

Die Ikonen der Architektur

»Messt die Architektur an der Architektur, der Mensch ist das Maß für den Schneider«, hatte Nikolai Ladovsky auf dem Höhepunkt der Bilderstürmerie Anfang der 20er Jahre in Moskau reklamiert. Eine Forderung zwar, die so unerhört war, dass sie

in der breiten Öffentlichkeit nicht die geringste Aussicht auf Akzeptanz hatte. Aber auch ein neuer Geltungsanspruch, auf den sich die Stars der heutigen Szene zu berufen scheinen (freilich ohne es explizit zu sagen). Was beispielsweise der US-amerikanische Architekt Frank O. Gehry bewirkte, als er 1997 in einer nordspanischen Stadt den Neubau des dortigen Guggenheim-Museum fertigstellte, ist längst sprichwörtlich geworden – als Bilbao-Effekt. Mit diesem Begriff wird nun die gezielte Aufwertung von Orten durch spektakuläre Bauten oder *iconic buildings* von Architekten bezeichnet, die mittlerweile selbst zu Ikonen geworden sind. Natürlich spielen hierbei die Medien eine so bedeutsame wie verkürzende Rolle. Und damit scheint Baukultur lediglich zu sein, was als ästhetisch kommuniziert wird – also bestimmte zeichenhafte Gebäude. Diese, und nur diese, werden in der breiten Öffentlichkeit goutiert, für (mehr oder weniger) gelungen befunden. Mit dem Alltag der Bürger – Stichwort: »my home is my castle« – hat das in der Regel herzlich wenig zu tun. Mit Baukultur allerdings auch nicht.

Festzuhalten wäre, dass man eine zeitgemäße Bau- und Planungskultur keinesfalls monozentrisch definieren darf; dass man sie als ein plurales Phänomen verstehen muss. Sie offenbart sich als Produkt der städtischen Akteure, stets abhängig von deren jeweiligen Sichtweisen und Bedürfnissen. Je nachdem weisen die sozialen Gruppen z.B. leerstehenden Altbauten verschiedene Bedeutungen zu: entweder als Schandfleck (Politik), als potenzielles Renditeobjekt (Makler), als Chance ökologischer Aufwertung (Naturschutz) oder als nutzbarer Freiraum (Kinder, Kreative). Der Raum wird zu einer Art »Signal« für gesellschaftliche Situationen, allerdings ein extrem vom sozialen Kontext abhängiges und so schwer von außen zu verstehendes. Wie der Schweizer Stadtforscher André Corboz schreibt: »Die städtische Verdichtung ist das Resultat einer Vielzahl von Entschei-

dungen, die alle vernünftig sind oder zur Vernunft tendieren, jedoch unterschiedlichen, miteinander konkurrierenden Arten von Vernunft gehorchen.«

Eine Prise Utopie

Urbanistik indes braucht eine andere Art von Vernunft. In der politischen Philosophie gibt es eine Denkschule – vertreten etwa durch Sokrates, Montaigne oder David Hume –, die sich an zwei goldenen Prinzipien orientiert: dem »Wechselprinzip« und dem »Wissensprinzip«. Ersteres geht von der Erkenntnis aus, dass eine funktionierende Gesellschaft auf eine sehr feine Balance von Mächten, Institutionen und Verhaltensmustern aufgebaut ist. Jede Änderung birgt die Gefahr, die Balance zu gefährden. Das zweite Prinzip erteilt allen Sozialingenieuren, Planwirtschaftlern und Radikalreformern eine Absage. Es besagt, dass die Gesellschaft zu komplex ist, als dass die Wissensvorräte einzelner Politiker, Parteien und Expertengruppen ausreichend wären, um eine anwendbare Blaupause auszuarbeiten.

Die Prinzipien von »Wechsel« und »Wissen« sind, wenn man so will, auch die beiden Säulen, auf denen die Baukultur ruht. Markenzeichen eines entsprechenden Bewusstseins ist, dass man sich innerhalb des (Vor)Wissens bewegt, sich »haltungend« damit auseinandersetzt, dass man Anwendung, Zweck und Gebrauch bedenkt, vorhandenen und möglichen Widersprüchen begegnet und gleichwohl nach der Gesetzmäßigkeit sucht. Die Herausforderung lautet schließlich: zugleich offen zu halten und festzulegen; neuen Entwicklungen und dem gesellschaftlichen Wandel neue Möglichkeiten bieten, ohne unverbindlich zu werden. Verhandlung und Kooperation sind dabei zentrale Stichworte; denn Planung ist heute eine immer wieder neue Mischung aus Konzeption und Moderation. Sollte es möglich sein, für das Bauen

Regelsysteme zu etablieren, die inhaltsbezogener und flexibler, somit auch wieder potenziell reicher »an kulturellem Sinn« sein könnten als heutige baurechtliche und normative »Standards«? Baukultur besteht darüber hinaus aber auch darin, eine ›Prise Utopie‹ mit den tatsächlichen Möglichkeiten unter einen Hut zu bringen. Einen Wegweiser dafür könnte das Engagement von Max Frisch abgeben. Der viele Jahre als Architekt arbeitende Schweizer Schriftsteller begriff und definierte Städtebau als politisches Anliegen der verantwortungsbewussten Bürgerschaft. Womit nicht gemeint war, dass die »kritische Öffentlichkeit« selbst plane, sondern dass Planung unter ihrer Kontrolle stattzufinden habe. Frischs Konzeption zielte nicht auf eine architektonische Vollendung suggerierende Stadtutopie, sondern auf ein prozessuales Planungsmodell. Nicht intellektuelle Spiele und ästhetische Versuchsanordnungen,

sondern zielgerichtete Reform der herrschenden Lebensverhältnisse waren sein Anliegen. Spätestens damit wird das Bauen (wieder) zu einer Sache des *res publica*.

Dies aber ist nicht zuletzt ein stadtpolitisches Projekt. Denn was gebaut wird, wie etwas geplant wird, das sagt viel über die Gesellschaft aus, in der es stattfindet. Und umgekehrt. Einerseits hat sich die Architektur – mit ihren »Raumbildern für Lebensstile« und »Bühnenbildern für die Stadtkultur« – in der Erlebnisgesellschaft längst unentbehrlich gemacht. Andererseits wird ihre soziale und politische Aufladung, die tatsächliche wie die intendierte, nach wie vor zu wenig betrachtet. Schließlich, und um mit Maurice Halbwachs »mémoire collective« zu sprechen, konsolidiert sich jede Gruppe durch die Schaffung von Orten, die nicht nur Schauplätze ihres Handelns abgeben, sondern Anhaltspunkte ihrer Erinnerung sind – und Symbole ihrer Identität. ■

Wolf Scheller

Was bleibt?

Zum Tod von Christa Wolf

Am 1. Dezember 2011 starb Christa Wolf im Alter von 82 Jahren in Berlin. Im Osten wie im Westen wurde die Schriftstellerin mit höchsten Auszeichnungen bedacht (Georg-Büchner-Preis, Nationalpreis 1. Klasse der DDR). Sie repräsentierte wie kaum eine andere die deutsche Nachkriegsgeschichte. Kein Nachruf, eine Erinnerung.

In ihrer Erzählung *Leibhaftig* erzählte Christa Wolf vom sterbenskranken Dasein einer Frau in mittleren Jahren, die in der Zeit ihres Krankenlagers an den Abgrund ihrer Existenz gerät und dabei das Essenzielle ihres Lebens Revue passieren lässt. Die schmale Erzählung handelt von drohendem Abschied, von bereits erfolgtem Zusammenbruch allgemeiner und individueller Erwartungen, von Erkenntnis und Enttäuschung, auch von Verrat und Einsicht ins Unvermeidliche. Sie steht ganz



Wolf Scheller

(* 1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de

in der Tradition des Werks dieser mitfühlenden Erzählerin, die bereits in *Nachdenken über Christa T.* ein literarisch höchst